WerkstattGeschichte 13, Ergebnisse Verlag, Hamburg 1996, S. 82-89

Ute Frevert

Bürger, Duellanten und andere Kleinigkeiten.

Über die enttäuschte Liebe eines Historikers – oder wie schreibt man das Drehbuch zum falschen Film?

I.

Es gibt eine Kontroverse. Das ist gut so, denn es unterhält die Öffentlichkeit: Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Als Kevin McAleer und ich im Januar vor einem relativ großen Berliner Insider-Kreis die argumentativen Klingen kreuzten, berichteten sowohl der lokale Tagesspiegel (30.1.96) als auch die überregionale F.A.Z. (31.1.96) über dieses »Rededuell«. Zudem hatte ein Potsdamer Rundfunksender sein Interesse an einem Studio-Zweikampf angemeldet. Abgesehen davon, daß bereits das Duell-Thema an sich die journalistische Phantasie anregt, kam der Umstand, daß darum auch noch – »witzig-spritzig«, aber auf wissenschaftlichem Niveau – gestritten wurde, den intellektuellen und emotionalen Bedürfnissen eines kulturwissenschaftlich informierten Publikums offenbar entgegen.

Das hat zweifellos mit Voyeurismus zu tun, mit der Lust am offenen oder verdeckten Schauen, mit dem Spaß daran, andere agieren und parieren zu sehen, am Schluß die Punkte auszuzählen. Zugleich aber steht außer Frage, daß Kontroversen die intellektuelle Landschaft beleben, daß sie zum Nach- und Weiterdenken animieren, Bewegung in festgefahrene Positionen bringen. Schon deshalb muß nicht nur das Publikum, sondern vor allem die Wissenschaft selber für jede Kritik oder, um im Jargon zu bleiben, für jede Herausforderung dankbar sein. Man könnte sogar überlegen, ob nicht jedes wissenschaftliche Thema demnächst doppelt vergeben werden sollte, um den Meinungsstreit gewissermaßen *ab ovo* einzubauen.

Nun eignet sich vielleicht nicht jeder historische Gegenstand für eine mit Aplomb ausgetragene Kontroverse. Andererseits: wer hätte gedacht, daß ein randständiges Sujet wie der männliche Ehrenzweikampf so viel »Biß« entfalten könnte? Oft zeigt sich erst beim genaueren Hinsehen, welche Konflikt-Potentiale in einem zunächst eher abseitigen, kulturalistisch-unverbindlich klingenden Thema stecken. Hierfür ist das Duell ein gutes Beispiel.

II.

Als ich Mitte der 1980er Jahre anfing, mich mit diesem Thema zu beschäftigen, runzelten viele Freunde und Kollegen die Stirn. Das sei ja »Feuilleton«, hieß es, da gäbe es doch Wichtigeres zu tun. Andere vermuteten den feministischen Furor, der den Männern – hier nun mal leider zu Recht – endgültig den Prozeß machen würde. Einig war man sich darin, daß weder die persönliche Karriere noch der geschichtswissenschaftliche Fortschritt von einer solchen Arbeit profitieren würden.

Solche Vorbehalte wirken entweder entmutigend, oder sie stacheln den Widerspruchsgeist an. Letzteres war hier der Fall. Also galt es, die Negativ-Erwartungen rund herum zu enttäuschen, die eingefahrenen Bilder vom Duell als feudalem Relikt, alberner Hampelei oder heroischer Selbststilisierung zu destruieren und etwas Neues, Überraschendes, Belangvolles an ihre Stelle zu setzen. Das Duell mußte gleichsam neu erfunden, in neue Perspektiven eingebettet, mit neuen Bedeutungen versehen werden.

Dabei fiel es mir selber schwer genug, mich von den alten zu lösen. Als Bielefelder Sozialhistorikerin lag mir Hans-Ulrich Wehlers Deutung des Duells als »neofeudalistischem« bzw. »archaischem Ritual« nah am Herzen. Auch Arno Mayer, der ähnlich wie Wehler das Duell als Indiz für die »soziale Feudalisierung« des Bürgertums interpretierte, paßte nahtlos ins progressiv-historiographische Weltbild. Lieferte nicht das Duell den perfekten Beweis für die Neigung des deutschen Bürgertums, sich »einen Ehrenkodex und ein Wertsystem einimpfen (zu) lassen, die die Integration aufstiegsorientierter groß- und mittelbürgerlicher Elemente in die aristokratisch durchsetzte bürokratische und politische Oberschicht Deutschlands förderten« (Mayer)? In die gleiche Kerbe schlugen 1988 bzw. 1989 dann auch Victor Kiernan und Norbert Elias.

War damit nicht von kompetenter Seite das endgültige Urteil gesprochen? Und – zweiter Punkt – mußte nicht die bekennende Feministin dem Klassenverdikt ein Geschlechterverdikt folgen lassen? Konnte man sich Duellanten anders vorstellen denn als männlich-chauvinistische Gockel? Waren hier nicht aggressiv-hilflose Angeber am Werk, die ihre kindischen Konkurrenz- und Machtspielchen monströs aufblähten und mit einem philosophischen Ernst ummäntelten, den ihr praktisches Verhalten auf Schritt und Tritt dementierte? Wie leicht, wie naheliegend war es doch, ihnen den historischen Prozeß zu machen!

Zugegeben: Oft, wenn ich in Merseburg über juristischen Fallakten brütete, verspürte ich den Drang, in diesem Prozeß als Nebenklägerin aufzutreten. Ich rief einen Duellanten nach dem anderen in den Zeugenstand und ließ ihn gnadenlos gegen sich selber aussagen, als sprechenden Beweis für die Kleinmütigkeit, Erbärmlichkeit, Lächerlichkeit des sogenannten Ehrenpunktes. Der Prozeß hätte sich nicht lang hingezogen, das Buch wäre schnell geschrieben worden.

Aber etwas hielt mich zurück. Da war zum einen der ursprüngliche Wunsch, die zahlreichen Zweifler und Besserwisser zu überzeugen und ihnen einen »härteren Brocken« zu präsentieren. Nichts ist langweiliger, als die Thesen Dritter gelehrig-fleißig zu bestätigen, ihre Argumentationsschwächen auszubügeln und akribisch-brav eine kleine Forschungslücke zu füllen.

Doch es gab noch ein anderes Hindernis. Immer wieder, gerade auch in Merseburg, stolperte ich über Details, die nicht ins Bild paßten. Da waren die Gesuche von Vätern, deren Söhne im Duell getötet worden waren und die um Gnade für die überlebenden Täter baten. Da waren Männer wie Heinrich Simon, aufrechter preußischer Liberaler, der in seinen Zwanzigern einen Freund im Ehrenzweikampf erschossen hatte und trotz des tiefen Schocks, den ihm dieses Erlebnis versetzte, später im »reifen Mannesalter« nicht zögerte, politische Kontrahenten vor die Klinge zu fordern. Da war ein nonchalanter Spötter wie Heinrich Heine, der sich in Paris seinem Herausforderer Salomon Strauß stellte, zuvor aber rasch noch sein »Verhältnis« mit Mathilde Mirat legitimierte, um sie im Fall seines Ablebens finanziell abzusichern. Da war der Rechtsanwalt und Arbeiterführer Ferdinand Lassalle, der seinen »äußerst starken Trieb« zum Duell 1858 noch

knapp unterdrückte, um ihm sechs Jahre später, veranlaßt durch gekränktes »Mannesbewußtsein«, schließlich doch nachzugeben. Da war der arrogante Salon-Revolutionär Karl Marx, der im Londoner Exil das Duell als »pis aller« gelten ließ und es für legitim erachtete, wenn Bürger auf »gewisse feudale Formen« zurückgriffen, um ihre »Inividualität« zu behaupten.

Diese Männer waren allesamt bürgerlicher Herkunft; ihre Äußerungen stammten aus den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts. Wie paßte das zu der These, das Duell sei Ausdruck einer Feudalisierung des Bürgertums? Feudalisierungs- oder Aristokratisierungstendenzen, darin sind sich die Experten einig, kennzeichnen, wenn überhaupt, erst die Epoche des Zweiten Kaiserreichs. Bürgerliche Männer aber duellierten sich bereits vorher, was Justizakten und biographisches Material zur Genüge nachweisen. Zudem befand sich unter ihnen eine große Anzahl, die man bislang als Vorzeige-Bürger kannte und schätzte: bürgerstolz, anti-aristokratisch, aufrecht-liberal. Diese Spezies starb im übrigen auch im wilhelminischen Deutschland nicht aus: Max Weber liefert das Paradebeispiel für einen Mann, der sich einerseits unumwunden zu einem »Mitglied der bürgerlichen Klassen« erklärte und selbstbewußt verkündete, »in ihren Anschauungen und Idealen« erzogen zu sein. Andererseits aber pflegte er einen ausgesprochen forschen Stil, ließ Kritiker, von denen er sich beleidigt glaubte, zum Duell fordern und billigte dem Phänomen des Ehrenzweikampfs eine »ganz erhebliche Kulturbedeutung« zu.

Sollte ich diese Männer als verblendet aburteilen, als infantile Spinner und versteckte Adelssympathisanten? Ließen sich ihre Duell-Neigungen tatsächlich als Ausdruck eines »Defizits an Bürgerlichkeit« deuten? Wenn aber selbst die allseits verehrten Bannerträger des liberalen, noch nicht machtpolitisch verseuchten Bürgertums ein solches Defizit zur Schau trugen – wer blieb dann noch als Prototyp des »richtigen«, des »idealen« Bürgers übrig?

Spätestens an diesem Punkt war klar, daß meine Duell-Geschichte die von Wehler, Mayer, Kiernan gelegte Fährte nicht aufnehmen durfte. Eine simple Bestätigung der Feudalisierungs-These schied aus. Auch von einem »deutschen Sonderweg« konnte schwerlich die Rede sein. Unter den größeren europäischen Nationen fielen allenfalls die Engländer aus dem Rahmen. Franzosen, Österreicher, Ungarn, Italiener, Spanier, Polen, Russen – sie alle duellierten sich im 19. Jahrhundert offenbar nicht weniger häufig und nicht weniger heftig als die Deutschen.

Um diese Liebe – genauer: diese Haßliebe – aufgeklärt-moderner Bürger zum aristokratischen Ehrenzweikampf zu erklären, blieb mir keine andere Wahl, als mich auf die Phänomenologie des Duells selber einzulassen. Gab es etwas – und zwar jenseits des von Institutionen wie dem Militär oder studentischen Verbindungen ausgeübten Duellzwangs –, das Männer am Duell faszinierte? Was zog sie in seinen Bann? Und, als Kehrseite der Medaille, was stieß sie ab?

Sowohl in den Selbstbeschreibungen von Duellanhängern und veritablen Duellanten als auch in den tagespolitischen Verteidigungsschriften begegnete ich immer wieder bestimmten Topoi, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch ebenso lebendig waren wie am Anfang. Das Duell, hieß es, stärke die Selbstachtung der Person, es dokumentiere die Verfügungsmacht über das eigene Leben und den eigenen Körper, es widersetze sich dem Interventions- und Regelungsinteresse des Staates, es drücke individuelle Autonomie und Verantwortung aus. Seine »Philosophie« stehe im Gegensatz zur »Psychologie des Erwerbs«, zu »Materialismus« und »Massengesellschaft«. In solchen Deutungen tobten

sich ganz unverhohlen die Individualitätsmetaphern des neuhumanistischen Bildungskonzepts aus. Auch die häufig anzutreffende These, wonach das Duell Kopf und Herz versöhne, stammte mit ihrem Appell an die ganzheitliche männliche Persönlichkeit unzweideutig aus der Reservatenkammer des neuhumanistischen Gymnasiums, das die Sprößlinge des Bürgertums auf ihre spätere Erwachsenenrolle vorbereitete.

Andererseits enthielt der bürgerliche Lebensentwurf selbstverständlich Norm- und Wertorientierungen, die der Philosophie des Duells eklatant widersprachen. Leistungs- und Verdienstethos, rationaler Interessenausgleich, Zivilität und Gewaltverzicht, Gesetzestreue – all das ließ sich in einem Ehrenzweikampf kaum demonstrieren.

Gerade denjenigen Duellanten, die über ein ausgeprägtes bürgerliches Selbst- und Weltverständnis verfügten, trat die Diskrepanz zwischen diesen beiden Polen oft schmerzlich und unüberbrückbar vor Augen. Sie handelten in einem inneren Zwiespalt, konnten aber die im bürgerlichen Habitus selber angelegte Spannung nicht ausgleichen.

Ein über die »historische Marginalie« des Duells hinausreichender Ertrag meines Buches über die deutschen Ehrenmänner bestand folglich darin, die durchgängigen Ambivalenzen des bürgerlichen Lebensentwurfs deutlich werden zu lassen. Schwarz-Weiß-Zeichnungen – das gilt fürs Leben ebenso wie für die Historie – schaffen zwar oberflächliche Klarheit, fangen die Wirklichkeit jedoch in der Regel nicht ein.

III.

Diese Botschaft traf auf Widerspruch, und der Widerspruch führte zur Kontroverse. Kevin McAleer schrieb ein anderes Duell-Buch, mit anderen Thesen, anderen Wertungen. Es ist ein spannendes Buch, von einem rasanten Erzähltempo geprägt, mit klaren Perspektiven, aufbauend auf einem reichen Fundus an zeitgenössischer Duelliteratur. Der Zeitrahmen ist enger gefaßt: Im Grunde genommen interessiert den Autor nur die Phase des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts (»Fin de Siècle«).

Mit spitzem Pinsel, triefend vor Sarkasmus, porträtiert McAleer die Gesellschaft der deutschen Ehrenmänner, wie er sie vor allem bei Fontane und Schnitzler, aber auch in den Spalten des zeitgenössischen Feuilletons gefunden zu haben meint. Es ist eine bemitleidenswert infantile, oberflächliche, aggressive, nihilistische Gesellschaft, die all das mit Füßen tritt, was dem deutschen Bürger eigentlich lieb und teuer sein müßte. Bürgerliche Duellanten handeln als verkappte Aristokraten, elitär, arrogant, verantwortungslos, gewalttätig, voller Verachtung für normale Bürger und weibliche Menschen.

Lange bevor der Autor in seinem zusammenfassenden Kapitel das Fazit seiner Ausführungen zieht, wird durch Argumentation, Auswahl der präsentierten Fälle und vor allem durch den Sprachduktus deutlich, worauf er hinauswill: auf eine Revitalisierung der alten Feudalisierungs- und Sonderwegs-These.

Diese Entscheidung ist zweifellos legitim und – mit Blick auf die erhellenden, klärenden Funktionen einer wissenschaftlichen Kontroverse – sogar hilfreich. Sie folgt darüber hinaus einer sofort einsichtigen Ratio: Welchen Zweck hätte es gehabt, ein zweites Buch zum gleichen Thema mit den gleichen Thesen und Ergebnissen zu schreiben? Kevin McAleer stand gleichsam unter dem Zwang, eine andere, von meiner Interpretation abweichende Duell-Geschichte zu konstruieren; sich diesem Zwang zu entziehen hätte für ihn bedeutet, sich ein neues Promotionsthema suchen zu müssen.

Nun schreibt der Autor selbstverständlich keine völlig neue und keine völlig andere Geschichte; nicht auf jeder Seite findet sich eine andere Sicht der Dinge ausgebreitet. Viele Passagen, etwa über die Ursprünge des modernen Duells, über die strafrechtliche Situation, über die Politik der militärischen Ehrengerichte oder den akademischen Duell-Comment, sind in der Sache, wenn auch nicht in der Sprache deckungsgleich. Über die konkrete Duellpraxis vor Ort sowie über die Machart der Waffen erfährt man bei McAleer Genaueres als in meinem Buch. Auch die schöne Literatur wird von ihm häufiger und bereitwilliger zitiert. Kein Wunder, schließlich erzählt sie vollständige Geschichten und liefert die Moral gleich mit. Demgegenüber erweisen sich archivalische Quellen als sehr viel spröder und kontingenter; sie sprudeln bei McAleer denn auch weit weniger reichlich.

Manches Fehlerhafte hat sich eingeschlichen: Der Begriff des »Ständestaates« z.B. paßt definitiv nicht mehr auf das 19. Jahrhundert, und auch die Analyse des preußischen Duellstrafrechts vor 1851 vermengt Richtiges und Falsches. Ins Schleudern gerät McAleer zudem immer dann, wenn er Statistiken interpretiert. Daß, wie ich aufgrund meiner archivalischen Fallsammlung errechnet habe, fast 30 % der zwischen 1800 und 1914 in Preußen aktenkundigen Duelle einen tödlichen Ausgang nahmen, läßt sich nicht verabsolutieren und gegen eine angeblich geringere französische Todesrate ausspielen. Schließlich erregten in der Regel nur jene Zweikämpfe die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und riefen die Staatsanwaltschaft auf den Plan, in denen (mindestens) ein Toter zu beklagen war. Eine auf Justizakten beruhende Duellstatistik verzeichnet daher zwangsläufig einen weit höheren Anteil tödlicher Duelle, als es der Wirklichkeit entsprach. Auch das deutsche Duell war deshalb keineswegs so mörderisch, wie McAleer annimmt.

Solche Verzeichnungen sind jedoch alles andere als zufällig, sie haben Methode. Stützen sie doch das Bild einer grausamen, brutalen, blutrünstigen Handlung, die von grausamen, brutalen, blutrünstigen deutschen Männern aus »überwiegend düsteren, häufig leichtfertigen« Motiven begangen wurde. Dieses Bild hebt sich kontrastreich ab von den Lichtgestalten leichtfüßiger, eleganter, espritvoller Franzosen, die den Degen ähnlich lebenslustig-charmant schwingen wie die Schreibfeder oder das Tanzbein. Ist das deutsche Duell teutonisch-schwerblütig, nimmt sich der Ehrenzweikampf jenseits des Rheins wie eine frivole Tändelei aus. Manifestiert das deutsche Duell den Hang zum Tode, atmet sein französisches Komplement Vitalität und Lebensfreude. Dient das deutsche Duell dazu, Klassenschranken zu verfestigen, tut das französische genau das Gegenteil.

McAleer arbeitet, das wird rasch deutlich, mit scharfen Oppositionen. Er läßt nichts im Unklaren. Für ihn ist die Welt entweder gut oder böse, heroisch oder feige. Grautöne gibt es nicht. Auf welcher Seite die deutschen Duellanten stehen, ist von Anfang an entschieden. Bereits die Einleitung gibt darüber Auskunft. Sie erklärt uns auch, warum das so sein muß: Der Autor ist enttäuscht. Ausgezogen, im deutschen Kaiserreich die letzten modernen Ritter zu finden, einsam, heldenhaft, gefühlsecht, in den letzten Dingen kompromißlos, ist er nur Männern aus Fleisch und Blut begegnet. Mit ihnen rechnet er im folgenden unbarmherzig ab – getrieben von einem »romantischen Impuls« und dem Bedauern, daß die Geschichte nicht so war, wie er sie sich, mit amerikanischen Westernhelden aufgewachsen, vorgestellt und gewünscht hat.

Hollywood als Wille und Vorstellung – der Film als Maßstab für Geschichtsschreibung? In das Drehbuch, das McAleer vorgeschwebt hatte, paßten die unheldischen deut-

schen Männer nicht hinein. Sie waren, das fand er schnell heraus, längst nicht so konsequent, so todesmutig, so ritterlich und großzügig, wie er sie sich in Kalifornien ausgemalt hatte. Das Drehbuch mußte folglich radikal umgeschrieben werden; das romantisierende Heldenepos verkam zur sarkastischen Karikatur. Der enttäuschten Liebe zum Opfer fielen dabei die historische Genauigkeit, die Sensibilität für Ambivalenzen und Zwischentöne, die gelassen-unaufgeregte Wahrnehmung des Alltäglichen.

Bei dieser Abrechnung zählt, wie gesagt, nur schwarz oder weiß, gut oder böse. Das zeigt sich vor allem auf zwei Ebenen: dort, wo das Konzept des Heroismus verhandelt wird, und dort, wo es um die Frage der echten Bürgerlichkeit geht. Zum ersten: Duellanten waren für den amerikanischen Autor anfangs heroische Typen, Männer mit Energie, Tatkraft, tiefgründigem Wesen, die aus edlen Beweggründen (»depth of purpose«) handelten. Im Verlauf seiner Recherchen nahm er wahr, daß Männer sich aus allen möglichen und unmöglichen Motiven duellierten: aus sozialem Zwang, aus Angeberei, aus kindischer Egomanie. Selbst dann, wenn sie sich wegen einer Frau (»chercher la femme«) schlugen, war nicht der edle Ritter am Werk, sondern der alberne Macho. Duellanten »outeten« sich dem Historiker folglich als ganz normale Männer voller Widersprüche, voller Anmaßungen, Schwächen und Hybris – Männer, die um ihre Männlichkeit rangen, die sich selber und anderen – Männern wie Frauen – Gewalt antaten.

Mit dieser Komplexität und Ambiguität aber ist der Autor überfordert. Für ihn gibt es entweder nur den mutigen, bewundernswürdigen weißen Ritter oder aber den schmählichen Versager, den schwarzen Lügner. Dieser Zwang zum manichäischen Denken verführt McAleer schließlich sogar dazu, jene Duellanten, die Pistolen anstatt Säbel oder Degen bevorzugten, als Feiglinge zu brandmarken, als Männer, denen es an Heroismus mangelte. Diese grandiose Fehleinschätzung übersieht, daß Zeitgenossen des Kaiserreichs Heroismus eben nicht mehr in der körpernahen Konfrontation der Mantel- und Degenromantik ansiedelten, sondern darunter das kaltblütige, distanzierte Aushalten von Todesgefahr verstanden - also eine gleichsam moderne, der technischen Entwicklung Rechnung tragende Definition männlichen Heldentums favorisierten.

Eine ähnlich dogmatische Stereotypisierung findet auch auf der zweiten Argumentationsebene statt, bei der Deutung bürgerlichen Verhaltens. Für McAleer gibt es offenbar, und hier folgt er Interpretationen von Lothar Gall und Jürgen Kocka, zwei Bürgertümer – eines vor und eines nach dem Sündenfall. Das klassische, vor 1849 bzw. 1867 vorfindliche Bürgertum ist das gute, das liberale, zivile, auf Freiheit, Gewaltverzicht und nationale Verdichtung setzende Bürgertum, arbeitsam-fleißig, familienbezogen, im städtischen Umfeld engagiert. Dieses Bürgertum hält seine Emotionen und seine Aggressionen in Zaum, regelt seine Interessenkonflikte einvernehmlich vor Gericht oder in kommunikativen Prozessen. Es schwört der Gewalt ab, es liest und hört Musik und kauft Bilder und liebt seine Ehefrauen und wiegt seine Kinder und kümmert sich außerdem noch um die lokalen Unterschichten, denen es mittels Sparkassen und Genossenschaften den Weg zur Bürgerlichkeit bahnen möchte.

Spätestens seit der Reichsgründung 1870/71 nun weicht das Bürgertum von diesem Pfad der Seligen ab, es paßt sich dem Adel und den alten Herrschaftseliten an, verpraßt sein Vermögen, frönt dem schönen Schein, wird anmaßend, illiberal, konservativ, antisemitisch und frauenfeindlich. Es hält sich Mätressen und vernachlässigt seine Kinder – kurzum, es wird ein schlechtes, ein geradezu unbürgerliches Bürgertum, das seine Untugend, seinen Klassenverrat zu allem Überfluß noch dadurch demonstriert, daß es sich duelliert.

Eine solche – hier sicherlich polemisch zugespitzte – Schwarz-Weiß-Zeichnung, die in der einen oder anderen Form viele konzeptuelle Beiträge zur Bürgertums-Geschichte eingefärbt hat, wird den historischen Realitäten nicht gerecht. Vollends unhaltbar ist sie im Rahmen einer Duell-Analyse. Was McAleer in seiner zeitlich schwammigen Fin-de-Siècle-Periodisierung schlicht übersieht, ist die oben diskutierte Tatsache, daß sich Bürger im gesamten 19. Jahrhundert duellierten, nicht nur in den fünf Jahrzehnten des Kaiserreichs oder in den zwei Dekaden rund um die Jahrhundertwende. Das Duell, das machen Langzeit-Analysen deutlich, gehörte in der ganzen »bürgerlichen« Epoche zur Sozialisation der Bürger hinzu – vermittelt zunächst vor allem durch die studentischen Verbindungen, später dann zunehmend durch das Militär.

Schon für die »guten« Vormärz-Bürger war der Ehrenzweikampf ein Vehikel, ihren Anspruch auf soziale Gleichrangigkeit und auf persönliche Autonomie zu bekräftigen. Um diese Autonomie zu schützen, bedurfte es der individuellen Wehrhaftigkeit; es reichte eben nicht aus, vor Gericht zu ziehen und eine Beleidigungsklage anzustrengen. Verlangt wurde eine »wehrhafte Gesinnung«, d.h. die Bereitschaft, die eigene Ehre notfalls mit Leib und Leben zu verteidigen. Aggression, ob in verbaler oder nonverbaler Form, Übergriffe auf die physische und moralische Integrität des bürgerlichen Mannes mußten gewaltsam bzw. durch Androhung von Gewalt pariert werden. Allerdings legte man großen Wert darauf, daß diese Gewalt gezähmt, geregelt, zivilisiert daherkam – und daß sie auf Gegenseitigkeit beruhte. Das Duell – das wird immer noch viel zu häufig übersehen und auch von McAleer heruntergespielt – war kein Racheakt, kein hinterlistiger, gewalttätiger Überfall auf einen wehrlosen Gegner. Es war ein von beiden Seiten unter gleichen Bedingungen ausgeführter Kampf, der Chancen und Risiken gleichmäßig verteilte.

Mit dieser gebändigten Form von Gewalt konnte sich auch das ursprünglich zivile Bürgertum rasch anfreunden. Schließlich lebte es selber nicht im Reich des ewigen Friedens und der arkadischen Schäferidylle. Militär und Krieg gehörten spätestens seit dem frühen 19. Jahrhundert zum bürgerlichen Erfahrungshaushalt dazu. In seiner in dieser Zeitschrift veröffentlichten Kritik an McAleer hat Dietmar Klenke zu Recht auf die große Bedeutung des Militärischen für die bürgerliche Vereinsbewegung der 1850er und 1860er Jahre hingewiesen. Meines Erachtens kann man hier noch wesentlich weiter zurückgehen. Seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht – in Preußen 1813/14 – war es mit der vielbeschworenen bürgerlichen Zivilität zu Ende. Neben den »Kaufmannsgeist« trat der »Soldatengeist«, im Militärdienst geprägt und periodisch eingefordert. Aber auch diejenigen oppositionellen Kräfte, die das preußische Militär als Schule der männlichen Nation ablehnten, bekannten sich zur Tugend individueller Wehrhaftigkeit - zu einer Tugend, die nicht nur von sprachmächtigen Propagandisten wie Ernst Moritz Arndt oder Friedrich Ludwig Jahn beschworen wurde, sondern die man Generationen junger Männer in Schulen, Turnvereinen und studentischen Burschenschaften in den Körper brannte. Diese Tugend war politisch invariant – Liberale fühlten sich ihr ebenso verpflichtet wie Konservative.

Wie hieß es etwa 1839 bei Carl Welcker, jenem untadeligen südwestdeutschen Wortführer der zivilen Bürgergesellschaft? »Männer und Völker müssen ihre Ehre selbst beschützen, oder sie hören auf, sie zu besitzen. Die Entwöhnung von aller Kriegsübung durch die Übertragung des Kriegsdienstes an Kriegerkasten richtete stets die Völker zu Grunde ... Ja sogar den recht frischen, entschlossenen moralischen Lebensmuth werden wenigstens seltener diejenigen in sich ausbilden, die sich nicht einigermaßen körperlich

kräftigen, die sich nie praktisch übten, dem Tode und der Gefahr in's Auge zu sehen. Seltener werden solche arme Schneiderseelen, die nie sich ihrer Kräfte und ihres Muthes bewußt wurden, die nie mit gerechter Entrüstung Ungebühr mannskräftig zurückweisen, etwa gegen den beleidigenden Eindringling ihr Hausrecht ausüben konnten, seltener werden solche den rechten constitutionellen Muth gegen inconstitutionelle Zumuthungen und Bedrohungen haben. Seltener werden sie in den Tagen der Gefahr unerschütterlich die constitutionelle Freiheit behaupten.« (Staats-Lexikon, Bd. 7, S. 597)

Deutlicher konnte die Hochschätzung »mannskräftig«-gewaltsamer Selbstbehauptung seitens eines in der Wolle gewaschenen bürgerlichen Liberalen kaum zum Ausdruck kommen. Um ihre individuelle Ehre, aber auch ihre politischen Überzeugungen zu verteidigen, zeigten sich männliche Bürger schon im Vormärz bereit, ihren vielgescholtenen »Kaufmannsgeist« hintanzustellen und zur Waffe zu greifen. Sie waren keineswegs so friedliebend und gewaltverneinend, wie oft angenommen wird. Auch hier ist es an der Zeit, sich von romantisierenden Geschichtsbildern zu verabschieden. Das von der zivilen Utopie der klassenlosen Bürgergesellschaft geprägte militär- und gewaltferne Bürgertum des Vormärz gab es ebensowenig – und schon gar nicht in Reinform – wie das säbelrasselnde, zackig-aggressive, militärfromme Bürgertum des Kaiserreichs.

IV.

Ich fasse zusammen: So sehr Kevin McAleers Buch dazu beiträgt, Argumente zu schärfen und Konsequenzen deutlicher auszubuchstabieren, so wenig überzeugt es in seinem eigenen »Strich«. Der Anspruch, die »wahre Geschichte« des Duells geschrieben zu haben und damit »manches wieder gerade gerückt« zu haben, steht auf tönernen Füßen. Allzu umstandslos setzt der Autor die alten, abgehalfterten Thesen von der Feudalisierung des deutschen Bürgertums, von seinem »Defizit an Bürgerlichkeit« und dem daraus resultierenden deutschen Sonderweg wieder auf den Thron der historischen Deutung. Allzu blickdicht schottet er sich gegen Fakten und Entwicklungen ab, die sich dieser Deutung entziehen. Um seine eigene Position aufzuwerten, überliest er souverän die Differenzierungen und vorsichtigen Abwägungen, die andere vornehmen. Ambivalenzen und Ambiguitäten sind seine Sache nicht.

Vollends ärgerlich aber wird es dort, wo McAleer am Schluß eine Linie zieht von der Psychologie des Duells zur Handlungslogik der SS. Eine solche Beziehung zu konstruieren liegt zwar nahe, wenn man die Sonderweg-These retten will. Sie richtet sich hier allerdings selber. Wer die Einsatztruppen der SS, die kaltblütig und machtbesessen tausende wehrloser Frauen, Männer und Kinder ermordeten, im Ernst mit den penibel auf Waffengleichheit bedachten Duellanten vergleicht und das Gemeinsame in ihrer Verachtung der Todesgefahr zu entdecken meint, hat das Klassenziel verfehlt. Immerhin setzte der Duellant in erster Linie sein eigenes Leben aufs Spiel, während sich Himmlers SS anmaßte, über den Tod anderer zu entscheiden. Das aber sind nicht feine-kleine, sondern existentielle Unterschiede.

Ute Frevert setzt sich in diesem Beitrag mit dem Buch von Kevin McAleer, Dueling. The Cult of Honor in Fin de Siècle Germany, Princeton (University Press) 1994, auseinander.